

Gnade sei mit euch und Friede von Gott unserem Vater und dem Herrn Jesus Christus. Amen  
Liebe Gemeinde,

als Schriftlesung haben wir einen Abschnitt aus dem Hebräerbrief gehört. Der Autor dieses neutestamentlichen Buches arbeitet – in den Aussagen, die wir gehört haben und auch an vielen anderen Stellen – mit starken Bildern. Er verwendet oft eine liturgische, beinahe „kultische“ Sprache.

Der Text, auf den sich nun die Predigt bezieht, bietet fast einen Kontrast dazu. Er spricht nicht in Bildern, sondern er liest sich wie ein historischer Bericht. Er steht im elften Kapitel der Apostelgeschichte des Lukas, in den Versen 19-30. Es ist ein ziemlich langer Textabschnitt; er ist heute „dran“ in der sogenannten „Fortlaufenden Bibellese“. Wir hören ihn in der Übersetzung der Zürcher Bibel:

<sup>19</sup> Jene nun, die im Zuge der Verfolgung des Stephanus versprengt worden waren, gelangten bis nach Phönizien, Zypern und Antiochia; und sie verkündigten das Wort niemandem ausser den Juden.

<sup>20</sup> Es waren aber unter ihnen auch einige Männer aus Zypern und Kyrene; die sprachen, als sie nach Antiochia gekommen waren, auch Griechen an und verkündigten ihnen die gute Botschaft, dass Jesus der Herr sei.

<sup>21</sup> Und die Hand des Herrn war mit ihnen; viele kamen zum Glauben und wandten sich dem Herrn zu.

<sup>22</sup> Die Kunde davon kam auch der Gemeinde in Jerusalem zu Ohren, und sie schickten Barnabas nach Antiochia.

<sup>23</sup> Als dieser dort ankam und die Gnade Gottes sah, freute er sich und ermutigte alle, sich mit ganzem Herzen an den Herrn zu halten;

<sup>24</sup> er war nämlich ein bewährter Mann, erfüllt von heiligem Geist und Glauben. Und eine stattliche Zahl von Menschen wurde für den Herrn gewonnen.

<sup>25</sup> Er aber ging nach Tarsus, um Saulus aufzusuchen; <sup>26</sup> und als er ihn gefunden hatte, brachte er ihn nach Antiochia.

Es fügte sich, dass sie ein ganzes Jahr lang zusammen in der Gemeinde wirkten und eine stattliche Zahl von Menschen lehrten. In Antiochia wurden die Jünger zum ersten Mal Christen genannt.

<sup>27</sup> In diesen Tagen kamen auch Propheten von Jerusalem nach Antiochia herab. <sup>28</sup> Einer von ihnen mit Namen Agabus trat auf und kündigte durch den Geist eine grosse Hungersnot an, die über die ganze Erde kommen werde; diese trat dann unter Claudius ein.

<sup>29</sup> Von den Jüngern aber stellte ein jeder zur Verfügung, was er zu geben imstande war, um es den in Judäa wohnhaften Brüdern und Schwestern zur Unterstützung zukommen zu lassen. <sup>30</sup> Und dann schickten sie es durch die Hand des Barnabas und des Saulus den Ältesten.

Liebe Gemeinde,

es sind viele Informationen, die uns Lukas hier bietet. Aber man kann sie unter eine knappe Überschrift stellen: „Vier Entscheidungen zur Zukunft der Kirche“. Lukas, so könnten wir sagen, beschreibt hier die Arbeit einer Kirchenleitung.

Er erzählt nicht von Bischöfinnen oder Kirchenpräsidenten. Er spricht auch nicht von Pfarrerrinnen oder Ältesten. Und schon gar nicht von Theologieprofessoren.

Nein, Lukas schildert, wie eine Gemeinde sich selber leitet, und welche Folgen das hat.

Lukas erzählt von vier Ereignissen. Ort der Handlung ist Antiochia, eine syrische Großstadt im Römischen Reich, nahe der Mündung des Flusses Orontes in das Mittelmeer.

Als *erstes* spricht Lukas von einer Entscheidung, die die Mission betrifft. Er erinnert daran, dass griechischsprachige Juden, die an Christus glauben, nach dem Martyrium des Stephanus aus Jerusalem vertrieben worden waren. Bis nach Phönizien und nach Zypern waren sie gelangt. Und eben auch nach Antiochia.

Für sie war es selbstverständlich, dass sich ihre Predigt ausschließlich an Juden richtete. Das war schon in Jerusalem so gewesen. Und daran hatte sich nichts geändert. Von der Taufe des äthiopischen Kämmerers und vom gottesfürchtigen römischen Hauptmann Cornelius hatten sie offenbar nichts gehört. Sie predigten zu denen, die seit Pfingsten schon immer die Adressaten der Verkündigung gewesen waren.

Wem predigen wir? Wer sind für uns die Adressaten der Evangeliumsbotschaft?

Unsere Gottesdienste sind öffentlich – das ist selbstverständlich. Sie sind also für jeden Menschen zugänglich. Aber wie reagieren wir auf Fremde? Was tun wir, wenn jemand zu uns kommt, der nicht dazu gehört? Wie vermitteln wir anderen unseren Glauben?

Klar ist: Wir haben den Auftrag, unsere Botschaft anderen verständlich zu machen. Wir müssen das Evangelium in die Sprache derer übersetzen, die dieses Evangelium hören und verstehen sollen. Und dabei ist auch klar: Es ist unsere *Sprache*, die sich anpassen muss – das *Evangelium* muss dasselbe bleiben.

Was geschah damals in Antiochia?

Der Bericht des Lukas darüber liest sich fast wie eine Randnotiz. Mit dürren Worten schreibt Lukas: „Einige der an Jesus glaubenden Männer wandten sich auch an Griechen und verkündigten ihnen, dass Jesus der Herr sei.“

Das ist bei näherem Hinsehen ein revolutionärer Vorgang. Aber Lukas formuliert seine Aussage beinahe so, als wäre sie ein Vermerk zu einem Verwaltungsakt.

Gab es Gründe für diese revolutionäre Aktion?

Vielleicht waren eines Tages Fremde in den Gottesdienst gekommen. Menschen, die nicht zum jüdischen Volk gehörten, sondern die zu anderen Göttern oder die auch gar nicht beteten. Vielleicht kamen sie aus Neugier. Oder einfach aus Interesse. Vielleicht aber waren sie auch ernsthaft auf der Suche.

Oder war es umgekehrt? Vielleicht war einer der Jesusgläubigen auf den Gedanken gekommen, nicht nur in der Synagoge zu sprechen, sondern auch auf dem offenen Markt. Vielleicht hatte er den Vorschlag gemacht, zu allen Leuten zu predigen. Auch zu denen, die nicht zum Volk Israel gehören, sondern zur „Völkerwelt“. Zu denen, die wir etwas mißverständlich „Heiden“ nennen.

Wie auch immer es gewesen sein mag – das Ergebnis ist jedenfalls klar: Künftig wird das Evangelium nicht mehr allein den Juden gepredigt, sondern auch den Griechen – also allen Menschen.

In unserer Zeit werden wir sicher nicht den Versuch machen, Andersgläubige zum Glauben an Christus zu bekehren. Aber wir wollen unseren Glauben anderen gegenüber auch nicht verschweigen.

Vor zwei Wochen bei der Vollversammlung der Deutschen Bibelgesellschaft trug einer der Vorträge den Titel: „Die Zukunft ist digital.“ Wir sollen, so hieß es, die sich ständig verändernden Wege der digitalen Kommunikation nutzen, um unsere Botschaft auf diese Weise weiterzugeben – mit „facebook“ und was es da sonst gibt. Ein Ratschlag, der auf Zustimmung stieß, aber ebenso auch auf Skepsis. Man wäre gern sicher, dass der Ertrag den technischen Aufwand rechtfertigt.

Wie war es damals gewesen, in den frühen 40er Jahren in Antiochia? Hatte man zunächst darüber diskutiert, ob es sinnvoll sei, die Mission auszuweiten? Hatte es kontroverse Debatten gegeben?

Manche meinten ganz sicher, hier gehe es um eine Grundsatzfrage. Sie befürchteten, dass religiöse oder theologische Prinzipien auf dem Spiel stehen.

Für andere mochte eine Mission unter den Griechen vor allem taktische Gründe haben: Auf diese Weise würde die Gemeinde eine breitere Basis finden. Eine allein auf Menschen aus dem Volk Israel beschränkte Missionsarbeit würde früher oder später in eine Sackgasse führen.

Erstaunlicherweise erwähnt Lukas solche Erwägungen nicht. Vielleicht hat es diese Debatten wirklich nicht gegeben. Vielleicht ist es manchmal richtig, dass man einfach etwas wagt, ohne zuvor das Für und Wider bis in alle Einzelheiten abzuwägen.

„Die Hand des Herrn war mit ihnen“, schreibt Lukas. Was immer die Gründe für die Ausweitung der Mission gewesen sein mögen – das Ergebnis steht fest. „Die Hand des Herrn war mit ihnen.“ Lukas erkennt das am Erfolg: „Viele kamen zum Glauben und wandten sich dem Herrn zu.“

Der Missionserfolg geht also auf Christus zurück, nicht auf eine taktisch bessere Strategie. „Die Hand des Herrn war mit ihnen.“

Aber führt es immer zum Erfolg, wenn sich die Kirche öffnet? Sind wir erfolgreich, sobald wir eingefahrene Wege verlassen?

Wir haben das nicht in der Hand. Aber unser Auftrag ist klar: Wir sollen, wir können keine geschlossene Gesellschaft sein.

Von einer *zweiten* Entscheidung spricht Lukas. Sie fällt nicht in Antiochia, sondern in Jerusalem: „Die Kunde davon kam auch der Gemeinde in Jerusalem zu Ohren“, schreibt Lukas.

Hier ist ein kritischer Unterton nicht zu überhören. Offenbar hatte man in Jerusalem nur zufällig von der neuen Entwicklung in Antiochia gehört. Man wäre lieber darüber informiert worden. Möglicherweise hätten die Antiochener sogar zuerst einmal fragen sollen, ob Heidenmission denn wohl erlaubt sei oder nicht.

Eine einzelne Gemeinde soll weitreichende Entscheidungen nicht treffen ohne Absprache mit anderen. Davon wird in Jerusalem überzeugt gewesen sein.

Nun war Jerusalem ja gar nicht einfach eine Gemeinde unter vielen. Jerusalem war der Geburtsort der Kirche. Die Gemeinde dort sah sich als das geistige Zentrum der ganzen Kirche.

Vor gar nicht langer Zeit hatte sie das auch sehr deutlich gemacht. Philippus, auch einer der aus Jerusalem Vertriebenen, war als Missionar nach Samaria gegangen. Er hatte viele Samaritaner getauft. Philippus hatte das getan, ohne Jerusalem zu informieren oder gar vorab um Genehmigung zu bitten.

Schon damals, so schreibt Lukas in Apostelgeschichte 8, kam der Missionserfolg des Philippus den Jerusalemern „zu Ohren“. Man entsandte zwei wichtige Männer, Petrus und Johannes. Sie sollten in Samaria nach dem Rechten sehen.

Und wahrhaftig: Die beiden Apostel geben der Mission des Philippus buchstäblich ihren Segen.

Die Samaritaner waren keine Heiden. Sie verehrten denselben Gott wie die Juden, auch wenn es zwischen beiden seit langem eine tiefe Entfremdung gab. In Antiochia dagegen ging es um Menschen „aus den Völkern“. Hier ging es wirklich um „Heiden“. Das war etwas ganz anderes.

„Heiden – und dann auch noch ausgerechnet in Antiochia!“ So mag man in Jerusalem ge-seufzt haben. Antiochia genoss alles andere als einen guten Ruf.

So war die ohne vorangegangene Konsultation getroffene Entscheidung, nun auch unter Nichtjuden zu missionieren, eigentlich nicht hinnehmbar.

Sollen wir der Jerusalemer Gemeinde hier einen Vorwurf machen? Saßen dort die Bremser? Wollte die Jerusalemer Gemeinde Herrschaft ausüben über eine andere? Wollte sie die Freiheit und Offenheit der Antiochener einschränken? Etwa nach dem Motto: „Das haben wir noch nie so gemacht.“ Oder mit der empörten oder auch ängstlichen Frage: „Wo soll das hin-führen?“

Es kann wirklich Entwicklungen geben, die aus dem Ruder laufen. So mag man in Jerusalem gedacht haben. Und man beschließt einen Kontrollbesuch in Antiochia. Sozusagen eine Visi-tation.

Die Jerusalemer treffen dabei aber eine kluge, diplomatisch geschickte Entscheidung. Es ist kein Fehler, wenn eine Kirchenleitung auch über solche Kompetenzen verfügt.

Man schickt nämlich nicht Petrus oder Johannes zur Visitation nach Antiochia, sondern man schickt Barnabas.

Dieser Mann lebte seit geraumer Zeit in Jerusalem, stammte aber aus Zypern. Ihn, so mögen die Jerusalemer Apostel gedacht haben, werden die Antiochener akzeptieren. Und zugleich dürften sie davon überzeugt gewesen sein, dass sie sich auf sein Urteil würden verlassen kön-nen.

„Er war nämlich ein bewährter Mann, erfüllt von heiligem Geist und Glauben“, wie Lukas schreibt.

So kommt Barnabas nach Antiochia, und er „sieht“ dort die Gnade Gottes. Er sieht eine er-folgreiche Mission. Er sieht eine wachsende Gemeinde, zu der Menschen aus dem Volk Israel ebenso gehören wie Menschen aus den Völkern – „Griechen“ wie man sagt, also Nichtjuden. Barnabas sieht, so könnten wir mit dem Heidelberger Katechismus sagen, dass der Sohn Got-tes seine auserwählte Gemeinde nicht nur aus einem Volk versammelt, schützt und erhält, sondern aus dem ganzen Menschengeschlecht.

Barnabas freut sich darüber. Und er ermutigt alle, sich mit ganzem Herzen an den Herrn zu halten. „Und eine stattliche Zahl von Menschen wurde für den Herrn gewonnen“, schreibt Lukas.

An dieser Stelle möchte man vielleicht doch ins Grübeln kommen. Ging denn damals wirklich alles so glatt? Sah niemand in Antiochia irgendwelche Probleme? War das nun entstehende Zusammenleben von Juden und Nichtjuden in einer Gemeinde völlig konfliktfrei?

Das Leben besteht ja wahrhaftig nicht nur im gemeinsamen Bekennen des Glaubens. Juden und Nichtjuden hatten ganz unterschiedliche Traditionen. Das reichte von der Beschneidung der Männer über die besonderen Speisevorschriften bis hin zu den Fest- und Feiertagen.

Konnten die beiden Gruppen nun ohne Probleme *eine* Gemeinde sein? Konnten sie miteinander essen – im Alltag, und nicht zuletzt auch beim Abendmahl? Konnten sie untereinander heiraten?

Manche mögen dafür plädiert haben, man solle die unterschiedlichen Formen der Lebenspraxis tolerieren. Andere werden verlangt haben, dass sich die einen an die anderen anpassen – auch wenn das bedeutet, dass Juden und Nichtjuden in der Gemeinde Jesu Christi aufhören, sie selbst zu sein.

Wir kennen solche Probleme auch heute. Ich will die Beispiele gar nicht aufzählen. Aber dass es in unseren Gemeinden Differenzen und sogar Konflikte geben kann, die eigentlich nichts mit dem Glauben zu tun haben, das dürfte uns allen klar sein.

Lukas aber erwähnt an unserer Stelle nichts dergleichen. Es scheint alles reibungslos zu funktionieren. Im 15. Kapitel der Apostelgeschichte erfahren wir dann aber, dass das Miteinander von Juden und Nichtjuden in Antiochia durchaus nicht konfliktfrei war. Die Frage der Beschneidung wurde brisant. Im Galaterbrief schildert Paulus einen Konflikt mit Petrus in Antiochia, in dem es um die Speisevorschriften ging. Petrus hatte gemeinsam mit Heiden gegessen, aber dann angesichts einer Gesandtschaft aus Jerusalem diese Praxis aufgegeben – zum Entsetzen des Paulus.

Vielleicht weiß Lukas von solchen Problemen. Aber offenbar liegt ihm daran, zuerst einmal vom Erfolg der Mission zu erzählen – Konflikte werden noch früh genug kommen.

Darüber, wie man in Jerusalem auf die Entwicklung in Antiochia reagiert, sagt Lukas nichts. Vielleicht ahnte man dort, dass die Folgen der in Antiochia getroffenen und von Barnabas akzeptierten Entscheidung gravierend sein konnten. Vielleicht, so mochte man in Jerusalem meinen, wäre es gut, bedächtiger zu agieren. Aber es war klar: Manchmal lässt sich ein Trend nicht stoppen. Dann kann man nur noch versuchen, die Entwicklung in den richtigen Bahnen zu halten. Das ist – wir wissen es alle – beim Zusammenleben von Juden und Nichtjuden in der Kirchengeschichte nicht immer gelungen.

Von einer *dritten* Entscheidung erzählt Lukas. Es ist Barnabas, der diese Entscheidung trifft. Er geht nicht nach Jerusalem zurück, sondern er geht nach Tarsus.

In dieser Stadt, nicht weit von Antiochia, hielt sich Saulus auf. Zu ihm hatte Barnabas eine besondere Beziehung. Saulus hatte einst Juden verfolgt, die an Jesus Christus glaubten. Auf rätselhafter oder wunderbarer Weise war er dann zu einem Verkünder eben dieses Christus

geworden. Aber konnte man ihm diese Wendung abnehmen? War Saulus glaubwürdig? Es war Barnabas gelungen, das Misstrauen der Jerusalemer Apostel gegenüber Saulus abzubauen. Es ist gut, wenn jemand, der einen neuen Weg eingeschlagen hat, Hilfe erhält, um von anderen akzeptiert zu werden.

Barnabas ahnt, dass das, was in Antiochia begonnen hat, künftig eines theologischen Kopfes bedarf. So bringt er Saulus nach Antiochia.

„Es fügte sich“, so schreibt Lukas, dass beide „ein ganzes Jahr lang zusammen in der Gemeinde wirkten und eine große Zahl von Menschen lehrten“.

Dass Barnabas und Saulus in Antiochia eine besondere Funktion innehaben, sagt Lukas nicht. Die beiden predigen, und sie sind erfolgreich – dieser knappe Hinweis genügt.

An dieser Stelle steht allerdings noch eine weitere kurze Notiz – fast nur eine Fußnote: „In Antiochia wurden die Jünger zum ersten Mal Christen genannt.“

Diejenigen Männer und Frauen, die sich zu Jesus Christus bekennen, Juden wie Nichtjuden gleichermaßen, sind nicht mehr einer der bekannten religiösen Gruppierungen zuzuordnen. Man nennt sie jetzt in lateinischer Sprache *Christiani*. Irrtümlich meint man, das Wort Christus sei ein Eigenname. Man versteht die Jesusgläubigen als Anhänger einer neuen Partei. Vielleicht hatte ein römischer Beamter gemeint, man müsse diese neue Gruppierung im Auge behalten und registrieren.

Das war möglicherweise gar kein freundlicher Akt. Aber andererseits ist es ja auch nicht verkehrt, wenn eine Gemeinde nach außen erkennbar und unterscheidbar ist.

Von einer *vierten* kirchenleitenden Entscheidung erzählt Lukas.

Eines Tages waren Propheten aus Jerusalem nach Antiochia gekommen. Einer von ihnen wird namentlich genannt – Agabus.

Ist der Prophet Agabus ein Zukunftsforscher? Ist er gar so etwas wie ein Wahrsager?

Agabus kündigt eine weltweite Hungersnot an. Und Lukas notiert, diese sei später auch eingetreten.

Das können die Antiochener noch nicht wissen. Aber sie hören die Prophezeiung des Agabus, und sie müssen darüber nachdenken, wie sie damit umgehen sollen. Sollen sie darauf hören? Welche Konsequenzen sollen sie ziehen? Könnte es nicht sein, dass Agabus ein falscher Prophet ist?

Wir kennen Wirtschaftsprognosen und Steuerschätzungen. Oft werden sie schon bald korrigiert. Und so möchte man meinen, sie seien eigentlich überflüssig. Aber wir können nicht einfach in den Tag hinein leben. Wir müssen planen und vorausschauend handeln – auch als Kirche. Und so sind wir bei aller Skepsis doch auf solche Prognosen angewiesen.

Aber vielleicht spricht Agabus gar keine Prognose oder gar eine Prophezeiung aus. Offenbar ist seine Botschaft der Hinweis auf eine absehbare Not, von der vor allem die Menschen in Judäa aktuell bedroht sind.

So ist seine Predigt nichts anderes als der Hinweis auf die Solidarität mit Menschen, die auf sofortige Hilfe angewiesen sind.

Die Gemeinde in Antiochia wartet nicht ab, ob Agabus denn wohl recht behält oder nicht.

Die Gemeinde versteht, dass es gar keiner prophetischen Gabe bedarf, um die Notwendigkeit der Hilfsaktion zu erkennen. Und so reagieren die Antiochener sofort: „Von den Jüngern aber stellte ein jeder zur Verfügung, was er zu geben imstande war, um es den in Judäa wohnhaften Brüdern und Schwestern zur Unterstützung zukommen zu lassen“, schreibt Lukas.

„Und dann schickten sie es durch die Hand des Barnabas und des Saulus zu den Ältesten.“

Die Christinnen und Christen in Antiochia haben nicht darüber diskutiert, ob die Prognose des Agabus denn wohl eintrifft oder ob er sie womöglich korrigieren wird. Sie haben nicht gefragt, ob es sich lohnt, den Menschen in Judäa zu helfen. Ihnen ging es jedenfalls besser als denen, die in Judäa lebten. Und so entschieden sie sich für die Hilfsaktion. Sie handelten spontan, aber sie handelten nicht unüberlegt.

Solche Aktionen werden charakteristisch werden für das Leben der Kirche. Paulus wird in seinen Gemeinden in Griechenland und in Kleinasien Geldmittel sammeln für Jerusalem. Das ist ein Akt der Liebe, und es ist zugleich ein Zeichen für die Einheit der ganzen Kirche. –

Vier Aspekte kirchlichen Handelns hat Lukas beschrieben, von vier Entscheidungen hat er erzählt. Sie lassen sich verstehen als Modelle für kirchliches Handeln auch heute.

Da ist als erstes die Tatsache, dass die antiochenische Gemeinde neue Wege geht: Sie entscheidet sich für die Verkündigung des Evangeliums an alle Menschen, ohne Einschränkung. Kirchliche Entscheidungen aber sollten nicht einsame Entschlüsse sein. Das ist das Zweite, worauf Lukas aufmerksam macht. Man muss zum Gespräch bereit sein, und Jerusalem ist dazu bereit. Barnabas erweist sich als ein kluger Berater und Vermittler.

Ein Drittes: Es ist gut, einem anderen Menschen Vertrauen zu schenken – auch wenn es zunächst Gründe gibt, eher reserviert und skeptisch zu sein. Barnabas bringt den Saulus, der auch Paulus heißt, zur Missionsarbeit nach Antiochia, und das wird von der antiochenischen Gemeinde akzeptiert.

Und schließlich die vierte Entscheidung – die Hilfsaktion für Jerusalem. In bestimmten Situationen sind schnelle Entscheidungen geboten. Wir müssen manchmal dazu bereit sein, spontan zu handeln – ohne Wenn und Aber.



Eines fällt in unserem langen Text besonders auf: Immer wieder spricht Lukas von großen Missionserfolgen. „Die Hand des Herrn war mit ihnen“, heißt es. „Viele kamen zum Glauben und wandten sich dem Herrn zu.“ Barnabas ermutigt alle, sich an den Herrn zu halten, und so wird eine große Zahl von Menschen für eben diesen Herrn gewonnen.

Eigentlich müssten wir neidisch werden, wenn wir das lesen und hören. Wir müssten mutlos werden, resignieren. Denn unsere Wirklichkeit sieht doch offenbar ganz aus.

Aber Lukas will bei uns keine Neidgefühle auslösen und schon gar keine Resignation. Wir sollen seine Erfolgsberichte im Gegenteil lesen und verstehen als Beispiele, die uns Mut machen.

So will die für diesen Tag bestimmte Bibellese ein Wegweiser sein für die Zukunft unserer Kirche. Wir sind dazu aufgerufen, dem von diesem Wegweiser angezeigten Weg zu folgen.

Amen